

Gavalda neuer Roman

Flaches aus der Felsspalte

Was ist über einen Roman zu sagen, dessen letzter Satz „Falleri und fallera“ lautet? Dass er sich nicht ganz ernst nimmt, ja. Und dass er vielleicht auch sehr merkwürdig ist.

Bei der französischen Unterhaltungs-Rebellin Anna Gavalda war genau dies früher ein Qualitätsmerkmal. Sie erfand charmante Außenseiter, die sich vom Unglücksraben zum Glücksritter entwickeln durften. Ihr Stil: originell, stürmisch, kurz vor dem Kitsch. Wobei sie sich gegen den Stempel „Märchen für Erwachsene“ wehre, sagte sie kürzlich in einem Interview. Was ihre Figuren ausmache, sei schlicht „Liebenswürdigkeit“. Deshalb war es schwer, ihren erfolgreich verfilmten Bestseller „Zusammen ist man weniger allein“ nicht zu mögen.

Die Folgeromane ließen nach, leider immer mehr. Auch „Nur wer fällt, lernt fliegen“ bringt nun keinen Aufwind. Seine Fallera-Helden heißen Billie und Franck und sind buchstäblich abgestürzt. Beide hatten eine schlimme Kindheit, sie in der Unterschicht, er unter Konservativen. Sie: traumatisiert, bildungsfern, einsam. Er: sensibel, schwul, einsam. Als Schüler verbünden sie sich, als Erwachsene lieben sie einander. Ihren Werdegang erfährt der Leser, als das ungleiche Paar unfreiwillig eine Nacht in einer Felsspalte in den Cevennen verbringt. Da liegt Franck, ohnmächtig, offensichtlich, und Billie kommt ins Erzählen. Nur: Warum liest sich ihre Geschichte so ernervend zäh?



Anna Gavalda

Schuld ist die Kluft zwischen Stoff und Umsetzung. Als Beweis dafür, dass die Ich-Erzählerin ein Prekariatsgeschöpf sein soll, wirft sie mit vulgärer Umgangssprache um sich, so aufgesetzt jedoch, dass die bildungsbürgerliche Autorin immer mitzuhören ist. Die Handlung wiederum benötigt als Scharniere viele Klischees. Beispielsweise öffnet die Literatur – in diesem Fall das Schultheater – dem Mädchen die Augen für Werte, es wird aber trotzdem Prostituierte und kommt dank einer netten Oma wieder in die Spur. Nichts an diesem Buch wirkt subtil, am wenigsten das Happy End. Anna Gavalda hätte an diesem Berggang schon tiefer schürfen müssen, um zu überzeugen.

Isabel Lauer

Anna Gavalda: Nur wer fällt, lernt fliegen. Hanser, 190 S., 18,90 Euro.

TV-Tipps für Kinofreunde

Hüftenschwingende Männer

Also diesen Film hatte man wirklich nicht von Independent-Regisseur Steven Soderbergh erwartet. Eine Story über den Star (Channing Tatum) einer vor Frauen auftretenden Strippertruppe, der angesichts der Sex- & Drugs-Probleme des Geschäfts in eine Gewissenskrise gerät. Da ist es ganz gut, dass „Magic Mike“ (2012) nicht tiefgründig daherkommt, sondern auf Schauwerte setzt – neben Tatum schwingen auch Matthew McConaughey, Alex Pettyfer und „White Collar“-Star Matt Bomer die Hüften. Wer das vielversprechend findet, kommt auf seine Kosten. (So., 20.15 Uhr, Pro 7)

Krakenbewehrte Monster

So schnell kann es gehen in Hollywood. Gerade ist man noch ein Nachwuchs-Regisseur, der viel Lob für einen kleinen SciFi-Film eingeheimst hat, und schon darf man einen Blockbuster drehen. So geschehen mit Gareth Edwards, der vor „Godzilla“ seinen eher stillen Erstling „Monsters“ (2010) auch beim hiesigen Fantasy-Festival vorstellte. Krakenhafte Aliens bedrohen von Mexiko aus die USA. Fotograf Andrew reist ins Krisengebiet, um die Tochter seines Verlegers zu retten. Beim Trip zurück ins abgeschottete Texas entdecken die beiden, dass die Aliens längst dort angekommen sind... (So., 0.05 Uhr, ARD) ram

Der Kriegsfotograf Christoph Bangert im Interview

Wir müssen uns das Leid ansehen

Der Tod von Anja Niedringhaus vor ein paar Monaten und der Mord an James Foley vor wenigen Tagen haben die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verstärkt auf jene Journalisten gelenkt, die Bilder und Berichte machen von den Orten der Kriege und Krisen – ein Beruf, wohl mehr noch eine Berufung, die viele Fragen aufwirft. In dem folgenden Interview, das im Juni dieses Jahres entstand, versucht der deutsche Fotograf Christoph Bangert, bekannt für seine besonders schockierenden Aufnahmen, einige davon zu beantworten.

NZ: Herr Bangert, träumen Sie vom Krieg?

Christoph Bangert: Nein, nie. Das ist ein großes Glück, denn es ist nicht selbstverständlich. Ich glaube, es kommt daher, dass ich nach schwierigen Reisen immer wieder Pausen gemacht habe. Man darf diesen Job nicht zu viel machen. Sonst wird man abhängig, das ist dann wie eine Droge. Es besteht die Gefahr, in der normalen Welt nicht mehr klarzukommen. Die große Anstrengung ist nicht, Fotos vom Krieg zu machen, sondern nach Hause zu kommen und mit diesen komischen Alltagssorgen der Leute zu Hause konfrontiert zu werden. Manchmal will man einfach nur schreiben, weil die Probleme so banal wirken.

NZ: Wenn man die Einleitung Ihres Buches „War Porn“ liest, hat man auch den Eindruck, dass sich eine gewisse Wut bei Ihnen aufgestaut hat. Eine Wut worauf?

Bangert: Die Wut, dass diese Dinge geschehen. Die Invasion des Iraks hat mich 2003 unheimlich beschäftigt. Es ist dann natürlich eine frustrierende Sache, wenn man all diese Bilder hat und sie nie veröffentlicht werden. Allerdings ist es natürlich auch sehr schwierig, sie zu veröffentlichen. Man kann sie nicht vorne auf einer Boulevardzeitung drucken, das würde die Leute nur schockieren. Stattdessen muss man einen Weg finden, der dem Ganzen eine gewisse Bedeutung gibt und nicht nur einen Schockeffekt darstellt.

NZ: Ihr Foto-Buch, mit dem Sie jetzt ein vollständiges Bild Ihrer Arbeit zeigen, haben Sie provokativ „War Porn“ genannt.

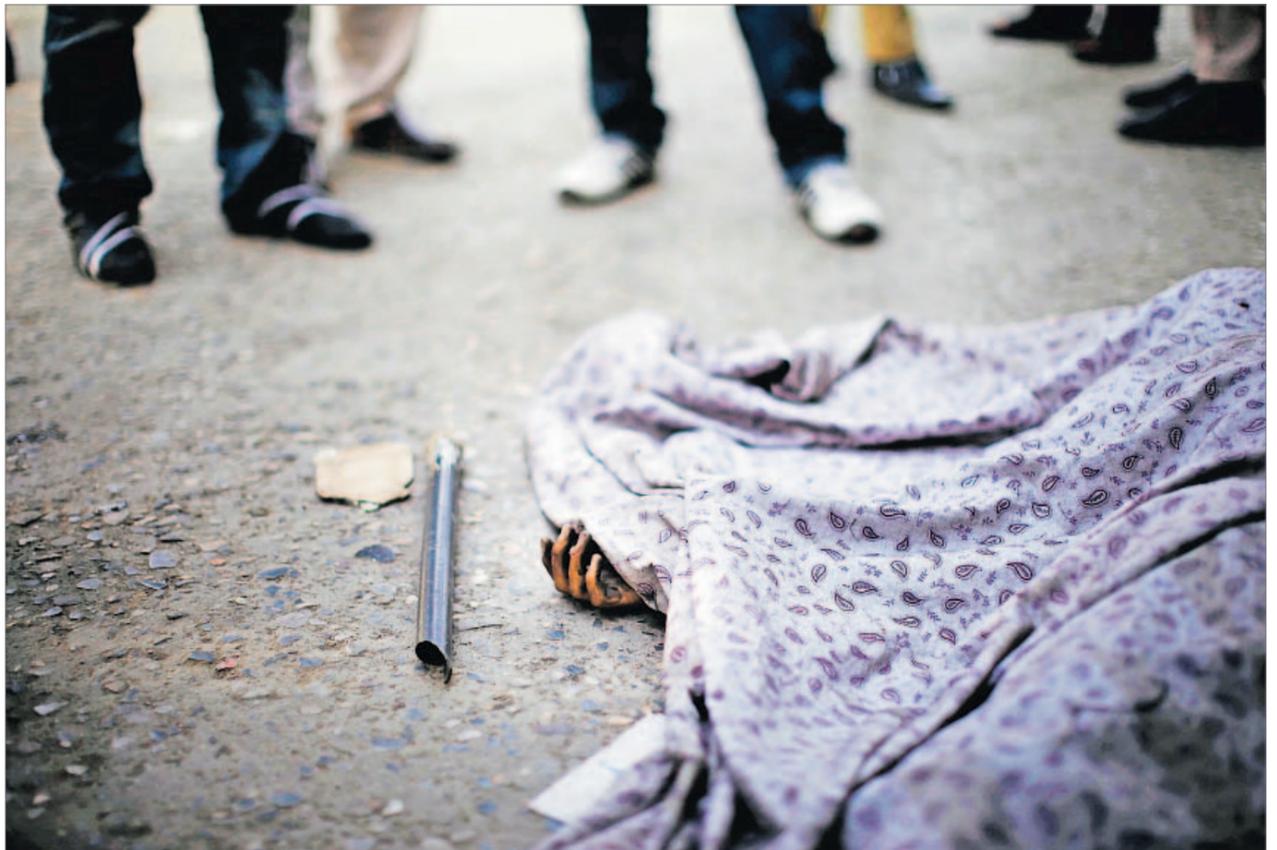
Bangert: Der Vorwurf kommt bei meiner Arbeit, der sogenannten „Kriegsfotografie“, immer wieder. Es heißt dann: „Das ist ja pornografisch“ oder „Das ist doch voyeuristisch“. Natürlich kann man die Bilder als pornografisch bezeichnen. Was mich aber daran stört: Es ist oft auch eine Ausrede, diese Bilder nicht wahrzunehmen und das Leid dieser Leute nicht anzuerkennen. Wenn wir uns nicht überwinden können, diese Bilder anzusehen, machen wir es uns zu einfach.

NZ: Warum müssen diese Bilder gezeigt werden?

Bangert: Wir erinnern uns in stehenden Bildern. Nicht in bewegten Bildern, nicht in Text. Genau darin liegt die Verantwortung der Fotografie. Denn wir schaffen nicht nur Bilder, wir schaffen auch Erinnerungen der Leute. Deshalb müssen wir sehr vorsichtig sein, wenn wir einen sehr spezifischen Teil dieser Ereignisse, den Horror, herauseditieren, also nicht veröffentlichen. Dann entsteht in den Köpfen der Menschen auch keine visuelle Erinnerung an diese Ereignisse. Darin sehe ich die Gefahr. Ein gutes Beispiel sind die Bilder der Befreiung der KZ-Häftlinge in Auschwitz. Wir müssen uns sehr überwinden, diese Bilder anzusehen – dennoch müssen sie in unseren Köpfen existieren.

NZ: Sie machen die Selbstzensur zum Thema Ihres Buches: Ihre eigene, die der Redaktion und – nicht zuletzt – die des Betrachters. Manche Seiten muss man erst entlang einer Perforation auftrennen, um die Fotos sehen zu können.

Bangert: Ja, es ist als eine Kritik in drei Stufen gedacht. Sowohl bei mir selbst als auch bei der Redaktion und beim Betrachter findet eine Selbstzensur statt. Zunächst sind es viele Bilder, die ich nicht an die Redaktion geschickt habe. Vielleicht weil ich dachte, es ist zu viel. Schreckliche Bilder, von denen ich nicht mehr wusste,



Auch die Redaktion der NZ hat sich dafür entschieden, eine der – im Vergleich – harmloseren Fotoaufnahmen Bangerts abzdrukken. Sie findet sich neben noch schockierenderen in seinem Bildband „War Porn“. Foto: Kehrer Verlag

dass ich sie überhaupt gemacht habe. Das zeigt eigentlich sehr schön, wie das Gehirn solche traumatischen Dinge ausblendet und löscht. Aber auch bei der Redaktion findet eine Selbstzensur statt: Sie muss am Ende abwägen, was sie ihren Lesern zeigen will und entscheidet sich oft für die harmloseren Bilder. Die interessanteste Stufe aber ist die dritte: die Selbstzensur von uns allen. Wir alle als Bildbetrachter tun uns unheimlich schwer, uns solche Bilder überhaupt anzusehen. Wir zensieren uns dabei ständig selbst. Das ist etwas, worüber wir nachdenken müssen.

NZ: Die amerikanische Essayistin Susan Sontag war der Ansicht: Je mehr grausame Bilder man sieht, umso mehr stumpft man ab. Sie sagt auch, Bilder, die das Leid zeigen, dürfen nicht schön sein.

Bangert: Solche Argumente sind legitim. Damit werde ich ständig konfrontiert. Es ist ein Dilemma: Bei dieser Art der Fotografie, die diese extremen Ereignisse dokumentiert, geht es immer auch um Entmenschlichung. Egal ob es Menschen sind, die in KZs gefoltert wurden oder in Bagdad auf der Müllhalde gelandet sind. Dieses Ereignis ist entmenslichend – aber nicht das Foto und der Vorgang, es sich anzusehen.

NZ: Sie haben auch schon viele Tote fotografiert, teils in schrecklich zugerichteten Zustand. Gibt es für Sie Grenzen? Dinge, die Sie nicht fotografieren?

Bangert: Wenn ich Bilder machen darf, gibt es für mich keine Grenze. Dann fotografiere ich immer alles. Das ist meine Aufgabe. Alles, was passiert, sollte dokumentiert werden. Ich

fotografiere aber niemanden, der nicht fotografiert werden möchte. Das kommt häufig vor. Ich bin auch nie ganz alleine mit einer Leiche. Es sind immer irgendwelche Leute da, Familienangehörige zum Beispiel. Häufig kommt dazu noch eine Zensur von außen: Soldaten oder Polizisten, die einem verbieten zu fotografieren.

NZ: Ein Toter kann nicht sagen, ob er fotografiert werden möchte. Es obliegt Ihrer Verantwortung, es trotzdem zu tun.

Bangert: Ja, es ist meine große Last. Jeder, den ich fotografiere, vertraut mir sein Bild an und verliert selbst die Kontrolle darüber. Ich habe die Kontrolle, habe aber auch die Verantwortung, etwas damit zu machen. Daher denke ich: Wenn ich die Bilder nicht veröffentlichen, habe ich meine Verantwortung nicht erfüllt. Das ist ein ganz zentraler Punkt meiner Arbeit. Wenn ich sie nicht veröffentliche, darf ich sie eigentlich gar nicht machen. Ich drehe die Argumentation daher um und sage: Es ist eigentlich unmoralisch, diese Bilder nicht zu betrachten, weil wir sonst das Leid unserer Mitmenschen nicht anerkennen. Uns müssen solche Ereignisse immer aufwühlen, das muss uns wütend machen. Ob es nun in Bagdad passiert oder in Hannover.

Die Redaktion muss abwägen, was sie ihren Lesern zumuten will und entscheidet sich oft für die harmloseren Bilder. Wir tun uns unheimlich schwer, heftige Bilder anzusehen. Darüber müssen wir nachdenken.

Christoph Bangert

NZ: Nun liegt in Kriegsgebieten eine ständige unterschwellige Gefahr in der Luft. Wie viele wirklich gefährliche Situationen haben Sie selbst erlebt?

Bangert: Das weiß ich nicht so genau. Wenn geschossen wird oder wenn es Explosionen gibt, ist es relativ einfach: Da gibt es oft ein Vorne und ein

Hinten, man kann dann einfach weggehen. Aber die Gefahr, entführt zu werden, ist eine Gefahr, die man nicht sieht. Wenn man sie sieht, ist es schon zu spät. Dann ist man schon gekidnappt.

NZ: „Es kann immer etwas schiefgehen. Nichts ist planbar“, haben Sie einmal gesagt. Was für ein Verhältnis zum Tod haben Sie mit der Zeit entwickelt?

Bangert: Ich glaube, man lebt ein bisschen intensiver; wenn man das Glück hatte, so viele Extremsituationen erlebt zu haben. Und wenn man daran nicht zerbricht, ist es eigentlich ein großes Geschenk. Man lernt zu schätzen, was einem alles Positives passiert. Zu den ganzen Kollegen, die über die Jahre ums Leben gekommen sind, muss man sagen: Es ist natürlich eine sehr spektakuläre Art zu sterben. Und da kommt dieser „Mythos Kriegsfotograf“ ins Spiel, der uns eigentlich nicht weiterbringt. Alle denken, unsere Arbeit sei unheimlich gefährlich und wir riskieren ständig unser Leben.

NZ: Ein Heldenbild, das gezeichnet wird...

Bangert: Ja. Und das Heldenbild ist eigentlich völlig falsch. Wir sind keine Helden. Wir fahren da freiwillig hin und können normalerweise jederzeit wieder nach Hause fahren. Es gibt auch den Beruf „Kriegsfotograf“, eigentlich gar nicht. Es gibt niemanden, der ausschließlich Kriege fotografiert. Das hält man gar nicht aus. Man kann so eine Arbeit, die so intensiv und anstrengend ist, nur machen, wenn man auch andere Arbeiten macht, die eine ausgleichende Wirkung haben. Dennoch gibt es diesen Mythos. Man stellt sich das immer so ein bisschen vor wie im Kriegsfilm.

NZ: Aber gefährlich ist Ihre Arbeit doch tatsächlich. Es kommt immer wieder vor, dass Reporter und Fotografen in Kriegsgebieten ums Leben kommen. Es geht nicht nur um einen Einzelfall.

Bangert: Das ist sehr, sehr schlimm und steht dann natürlich auch in der Zeitung. Aber wir dürfen nie vergessen, dass die große Last der Berichterstattung nicht Leute wie ich tragen, die nur für ein paar Wochen in eine Region reisen. Sondern es sind die lokalen Journalisten und Fotografen, die das größte Risiko eingehen. Sie sind es auch, die zahlenmäßig am meisten ums Leben kommen. Nur das steht bei uns nicht in der Zeitung. Wenn es Helden gibt in diesem ganzen komischen Gebilde, dann sind sie es. Was meine eigene Arbeit betrifft: Ich finde sie für die Gesellschaft enorm wichtig. Aber wer diese Arbeit macht, ist unwichtig. Wenn ich es nicht mache, macht es jemand anderes.

Fragen: Tobias Goltz

Von der Eifel dorthin, wo es brennt



Christoph Bangert wurde 1978 in Daun in der Eifel geboren. Er studierte Fotodesign in Dortmund sowie Fotojournalismus am International Center of Photography in New York. Er ist regelmäßig in Kriegs- und Katastrophengebieten im Einsatz. Verschiedene Projekte führten ihn nach Palästina, Darfur, Afghanistan, Indonesien, Pakistan, Libanon, Nigeria, Simbabwe und in den Irak. Dort verbrachte er in den Jahren 2005 und 2006 neun Monate und dokumentierte den Krieg für die New York Times. Seine Foto-Reportagen erscheinen u. a. auch in der Neuen Zürcher Zeitung sowie im Stern. Aktuell ist von ihm das Foto-Buch „War Porn“ erschienen (Kehrer Verlag), in dem er sich selbstkritisch mit seiner Arbeit in Krisengebieten auseinandersetzt. Er fordert, öfter auch die grausamen Bilder schrecklicher Ereignisse zu zeigen und identifiziert die Selbstzensur der Gesellschaft als Gefahr. Bangert lebt mit seiner Frau sowie zwei Töchtern in der Schweiz.

NZ Feuilleton

Telefon: (0911) 2351-2084
 Fax: (0911) 2351-133207
 E-Mail: nz-feuilleton@pressenetz.de